

Abonnementgebühren:
Stichtag: Jährlich Fr. 4.—, 1/2jährig 2.—, 1/4jährig 1.10
Schwartz: Jährlich Fr. 4.—, 1/2jährig 2.—, 1/4jährig 1.10
— Postamtlich bestellt 20 Rp. Aufschlag.
—
Uebrig: Länder: Fr. 4.50 jährlich, nebst Postzuschlag.

Inseratengebühren:
Die einseitige Seite oder deren Raum 10 Rp. ab 10 S.
Bei Wiederholungen und größeren Aufträgen Rabatt.
Reklamen: pro Seite 20 Rp. oder 20 S.

Oberrheinische

Nachrichten

Anzeiger für Liechtenstein und Umgebung.

Erscheint in Mels jeden Samstag mit Gratisbeilage: „Abendruhe“.

Abonnements nehmen entgegen: Buchdruckerei A. G. in Mels, die Zeitungsanstreger und die Poststellen.

Inserate nehmen die Zeitungsanstreger und die Buchdruckerei entgegen und müssen spätestens Freitag Vormittag bei der Buchdruckerei eingehen. — Einwendungen sind frühzeitig an die Redaktion zu senden. — Schriftlichen Anfragen sind Frankomarken beizulegen. — Anonymes wird nicht berücksichtigt.

Nr. 20 — Zweiter Jahrgang

Druck und Expedition: Sarganeländ. Buchdruckerei A. G. in Mels.
Verlag: „Oberrheinische Nachrichten“ A.-G. in Mels. (Telefon 55).

Mels-Baduz, 15. Mai 1915.

Hauswirtschaftliches.

In dieser schweren Zeit, da die Lebensmit-
telpreise in drängender Folge sprunghaft steigen,
hört wohl jeder Familienvater fast täglich die
Klage seiner Frau: Mein Wirtschaftsgeld reicht
mir nicht mehr, unser Einkommen langt kaum
fürs Essen. Wo soll ich die Mittel für die so
teuren Kleider, Schuhe und andere Bedürfnisse
hernehmen?

Die Antwort auf diese Frage fällt dem Fa-
milienoberhaupt allerdings schwer; ist sein Ver-
dienst wenn nicht kleiner geworden, so doch
gleich geblieben. „Einschränken, sparen“, wird
er sagen. „Ja einschränken“, wird die Haus-
frau erwidern, „das habe ich schon lange getan
und endlich muß auch das Einschränken einge-
schränkt werden. Unsere Kinder brauchen kräf-
tige Nahrung und was man ihnen in dieser Sin-
nlichkeit entzieht, ist ein Verbrechen an ihnen, an
dessen Folgen sie ihrer Lebtag zu leiden haben.“

Nun hilft aber alles Zornern und Jähern
nichts, die Lage ist nun einmal die. Unsere
Aufgabe ist es, dem Uebel zu begegnen; wenn
es auch nicht aufgehoben werden kann, so soll
es doch gemildert werden. Wie kann dies aber
geschehen?

Wederfalls auf mancherlei Weise, haupt-
sächlich aber durch Führung eines geordneten Haus-
halts. Da ist es in erster Linie die Hausfrau,
welcher die erste Rolle zufällt. Ja, die Haus-
frau sollte und muß heute eine Künstlerin sein.
Künstlerin wird man nicht von heute auf mor-
gen, das braucht großen Fleiß und viel Übung.
Zunächst soll die Hausfrau eine Künstlerin sein?
Sie soll es verstehen mit wenigem, d. h.
mit einem kleinen Kostenaufwand genügend und
gut zu kochen. Das ist nichts unmögliches, liebe
Leserin; es gibt tatsächlich viele Hausfrauen,
die das können, und dazu gehört auch du, schöne
Leserin; ich schreibe das aber für die andern,
für diejenigen, die das nicht gelernt haben.
Diese sind aber meistens auch nicht schuld daran.

Ordnung und Reinlichkeit müssen die ober-
sten Grundzüge jeder Hausfrau sein; sie sind die
Grundpfeiler jedes Hauswesens. Sie sparen
den Mitgliedern der Familie Zeit, Nerven, Ver-
druß und namentlich viel Geld. Eine Haus-
frau die Ordnung hält, versteht auch die erste
Kunst einer parfümierten Köchin, nämlich das rich-
tige Einteilen. Da geht nichts verloren, da
stehen keine Speisereste tagelang in den Schü-
feln herum, bis sie verdorben sind, sondern die
werden wieder in einer Fassung zu Tische ge-
bracht, daß jedermann sie mit Appetit isst. Da
wird nicht noch eine Masse Holz in den Herd
gelegt, wenn die Speisen schon fast gar sind und
so nachher noch unnütz Wasser gekocht und
zwecklos Holz verbrannt. So siehe sich noch
manches anführen aus der Küche. Diese Wei-
spiele aber sollen genügen. Wie viel kann eine

Frau in der Küche vernachlässigen! Wie viel
aber kann sie ersparen durch Nähen, Flickeln,
Stricken, beim Waschen, Bügeln usw. Das
Sprichwort sagt ja: „Ein Mann bringt mit Kopf
und Wagen nicht soviel ins Haus, wie eine
Frau in der Schürze hinaus.“ Was nützt es
da den Mann, wenn er noch soviel verdient, es
wird ihm doch nirgends reichen. Drum sollen
unsere Mädchen und angehenden Frauen es als
ihre erste Aufgabe betrachten, sich die notwen-
digen Kenntnisse zur Führung eines Haushaltes
anzueignen. Leider fehlt bei uns eine haus-
wirtschaftliche Schule; es haben solche Schulen
aber häufig den Fehler, daß sie zuviel Theorie
treiben und darum die Praxis vernachlässigen
und dem gewöhnlichen bürgerlichen Hausweien
wenig entsprechen. Nicht seines Nachwerk ver-
langt der gewöhnliche Bürger, sondern kräftige
Hausmannskost. Junge Mädchen sollen nicht
bis zu ihrer Verehelichung in die Fabrik gehen,
sondern sollen bei einer tüchtigen Hausfrau in
Dienst treten; hier lernen sie oft mehr für ihr
späteres Leben als im feinsten Institut oder in
der größten hauswirtschaftlichen Schule. Wenn
auch der Lohn gering ist, so hat doch ein solches
Mädchen sich eine große Mitgift erworben, die
erst später u. nach und nach, aber sicher zur Aus-
zahlung gelangt.

Die Vorbereitung unserer weiblichen Ju-
gend auf den Beruf als Mutter und Hausfrau
ist von eminent wichtiger volkswirtschaftlicher
Bedeutung. In dieser Erkenntnis ist denn auch
an unseren Fortbildungsschulen für Mädchen
ein Nischlein eingerichtet, das sehr praktisch ist
und unseren Töchtern, soweit es die Zeit und
die Umstände erlauben, die Anfangsgründe der
Hauswirtschaft ermitteln soll. Trachten wir
auch auf diesem Gebiete vorwärts zu kommen!

Ein Bürger Brief.

An die Redaktion der „Oberrheinischen Nach-
richten“.

Gestatten Sie, geehrtester Herr Doktor, auch
einem Fernstehenden in den Spalten Ihres ge-
schätzten Blattes einen kurzen Gedanken auszu-
drücken. Als Ihre Zeitung vor etwas mehr als
Jahresfrist im Werden begriffen war, bangte ich
um das Gedeihen des Unternehmens, denn,
sagte ich mir, die Zahl der Freunde „der guten
alten Zeit“ ist zu groß. Heute aber, ein Jahr
später, staune ich darüber, wie glänzend die „D. N.“
die Feuerprobe bestanden haben. Warum
kam das so?

Zum ersten bot Ihr Blatt jedesmal eine äu-
ßerst reichhaltige Orientierung über die neuesten
Begebenheiten im Fürstentum. Also, Liechten-
steinisches und zwar Neues findet man in den
„D. N.“. Hätten Sie an die Spitze Ihres
Blattes viel Ausländisches oder nur solche liech-
tensteinische Mitteilungen, die schon unsere

Großväter als Zeitungsfutter empfanden, wie
etwa die Anpreisung irgend einer garantiert
staubfreien Ware, gestellt, so würde sich die Zahl
der Abonnenten nicht so überraschend gesteigert
haben; denn mich z. B. interessiert eben viel
mehr, zu erfahren, ob zu Hause auch manches an-
dere bald staubfrei ist.

Zum zweiten gebührt Ihnen, Herr Redak-
tor, dafür Anerkennung, daß Sie frisch heraus-
traten. Jedermann muß zugeben, daß z. B.
Ihre Landtagsberichte so wiedergegeben waren,
daß man sich von den Verhandlungen tatsächlich
ein Bild machen konnte. Kurz, ich bin der
Überzeugung, daß die Schaffung der „D. N.“
für Liechtenstein von größtem Nutzen war, und
wenn Sie, geehrtester Herr Doktor, hiebei
manche Stunde geopfert haben, so dürfen Sie
auch des warmsten Dankes des gesamten liech-
tensteinischen Volkes versichert sein.

Mit landsmännlichem Gruß.

Ein Liechtensteiner.

Die „Neuen“.

Gemeint sind die neuen Amtsmänner. Es
sind wohl unter ihnen solche, welche das Amt
selber gewünscht und gesucht haben, es sei nicht
gefragt, es gesucht haben, weil sie jüwiel auf
Amtsstellen haben, sondern weil sie glaubten und
heute noch der Meinung sind, nun alles besser
oder wenigstens anders zu machen als bisherige
Amtsinhaber. Die Absicht ist eine mehr denn
löbliche; und tatsächlich gibt's kaum eine Amts-
verwaltung, bei der nicht das eine oder andere
sollte und könnte besser gemacht werden; man-
cherorts wäre sogar Vieles und Wichtiges, was
zu einer guten, ersprießlichen und gewissenhaften
Amtsverwaltung gehört, anders und besser zu
machen. Allein mir ist's, als hätten die bisheri-
gen Amtsträger einst gerade so gedacht und ge-
sprochen, wie die nunmehrigen „Neuen“, welche
mit Schnjucht auf die Wahl in's Amt gewartet
hatten; sie kritisierten einst auch alles und ver-
sprachen und gaben in Aussicht: Das und Das
muß besser werden, da und dort wird Ordnung
geschaffen; der und der Schuldrian muß aufhö-
ren; dies und jenes wird nicht mehr vorkommen.
Und jetzt, jezt nach einer oder mehreren Amts-
dauern? Ja, es ist halt beim Alten geblieben
oder nicht viel anders geworden; es hat halt auch
bei den damals „Neuen“ wieder gemenschelt.
Und so wird's wohl wieder bleiben. Eine alte
Erfahrung tut dar, daß gerade jene, welche ver-
sprachen, die Welt umzukehren, die ersten sind,
welche mit der Welt laufen; und die gleiche Er-
fahrung tut dar, daß es meistens sehr schade war
um all die Kosten und Gänge und Reden und
Versammlungen und Treiberereien, bis ein „Neu-
er“ ins Ratsstübli einzziehen konnte. Daß ich
mir so wenig Neues und Gutes verspreche von
euch „Neuen“, die ihr das Amt gesucht, müßt

ihr mir nicht übel nehmen; ich will euch den
guten Willen auch nicht abgesprochen haben, im
Gegenteil, ich traue euch ein schönes Stück guten
Willens mehr zu als euren Vorgängern. Allein
es ist immer mit den Verhältnissen zu rechnen
und die sind oft stärker als der gute Wille. Die
Verhältnisse fügen sich oft wider Erwarten viel
weniger dem guten Willen oder den Bestrebun-
gen, womit man an sie herantritt, fügen sich am
allergeringsten über Nacht und so schnell als man
es berechnet hat nach dem Wesen der Kraft und
Fähigkeit, welche die „Neuen“ nicht selten an
sich entdecken, abgesehen davon, daß die geüb-
teren Amtsvorgänger den „Neuen“ oft zu ver-
stehen geben, daß man sie nicht für die Geheiß-
besten zu halten willens sei. O wie viele, welche
ein Amt gesucht, haben das erfahren und sind
innert wenigen Wochen ihrer Amtstätigkeit er-
nüchtert worden im „alles besser od. anders ma-
chen.“ Eigentlich dürften die Wähler das auch
etwas bedenken, welche glauben, einen „Stre-
ber“ auf den Stuhl haben zu müssen, um viel-
leicht einen Mißliebigen wegzulassen; oft
genug haben sie damit arme Täuschungen er-
lebt und eine Illustration erhalten von jenem
etwas derben Spruche:

„Sie haben den Bock zum Gärtner gemacht.“

Unter den „Neuen“ hat es wohl auch solche
— aber sie sind sicher der geringere Biertel —
aber solche wird's doch auch unter den „Neuen“
haben, welche das Amt nicht suchen, die es mit
Widerwillen übernehmen, weil einmal die Wäh-
lerschaft das Auge auf sie geworfen u. der leidige
Auszwang keine Ablehnung gestattet. Diese
Leute erkannten rechtzeitig und richtig, daß
darnach ein Amt kein feiner Schleck ist, zumal
wenn man es gehärgt verwalten will und es
nicht innerhat des eignen Fohs wegen, sondern der
guten Sache und des Gemeinwehens halber; sie
sind fast bedauernswerte Opfer des Volkswillens
und werden je schneller desto fühlbarer erfahren,
daß hinter dem Amtstitel gradquart Vitterkeit
versteckt ist, wie hinter einer jähönen Gesicht-
haut oft ein verflucht wilder ungebändiger
Weiberkopf. Grad zum Verzeweifeln sollte es
aber diesen bescheidenen „Neuen“ doch nicht wer-
den. Hunderfach ist's erwiesen, daß das die be-
sten und tauglichsten Amtsleute sind, welche es
ungern und mit Widerstreben geworden sind;
sie finden am ehesten die Wege zum gemein-
nützigen Verwalten des Amtes, verstehen am
richtigsten des Volkes Willen und Wünsche, nein
sage ich des Volkes Bedürfnisse und Nöten, fin-
den aber auch am ehesten und zum voraus das
allgemeine Vertrauen und von daher gutes Ent-
gegenkommen beim Volke zur ersprießlichen Ab-
wicklung der Anforderungen, welche das Amt
an sie stellt. Wir werden sehen, daß dies also
ist. — Im Ganzen wird auch derjenige da und
dort aufstoßen, der es nicht will, aber leider an-

Feuilleton.

14 Der Löwe von Flandern.

Von Heinrich Conscience.

In seinem Laufe riß er einem Söldner mit Ge-
walt die Streitaxt aus den Händen. (Söldner wa-
ren gemietete Kriegsknechte; die einzigen beständi-
gen Truppen, welche Könige damals zu ihren Dien-
sten hatten.) Ein furchtbarer Schrei entfuhr den
anwesenden Mittern, und alle zogen ihre Degen,
denn sie hielten das Leben des Königs für gefährdet.
Doch bald schwand die Furcht, denn Nobrechts
Schlag war gefallen. Wie er gesagt, hatte er ge-
tan. Der Arm desjenigen, der seinen Vater be-
rührt, lag mit der vermessenen Hand am Boden,
und das Blut strömte aus der furchtbaren Wunde.

Die Söldner liefen in großer Anzahl auf Nob-
recht zu, um sich seiner zu bemächtigen, doch er,
blind und wahninnig vor Wut, schwang seine
Streitaxt um sein Haupt, und nicht einer wagte
sich in seinen Bereich. Ohne Zweifel würde noch
mehr Unglück geschehen sein, aber der alte Guido,
ängstlich besorgt um das Leben seines Sohnes, rief
ihm stehend zu:

„Nobrecht, mein großmütiger Sohn, o ergib Dich
um meinwillen, tue es, ich ersuche Dich darum,
ich befehle es.“

Bei diesen Worten schlang er seine Arme um
Nobrechts Hand, und dieser fühlte die Tränen seines
Vaters auf seine Hand niederfallen. Jezt sah er
bei Größe seiner Unbesonnenheit ein. Sich den
Armen des Grafen entwindend, warf er die Streit-
axt mit Gewalt über die Köpfe der Söldner gegen
die Wand und rief:

„Kommt, verfluchte Mietlinge! jagt jezt den Lö-
wen von Flandern; fürchtet Euch nicht mehr, er er-
gibt sich.“

In großer Anzahl fielen die Söldner über ihn
her und nahmen ihn gefangen.

Während er mit seinem Vater aus dem Saal ge-
führt wurde, rief er Charles de Valois zu:

„Eure Waffen sind nicht besleckt, Ihr wart und
seid noch der edelste Ritter von Frankreich, Eure
Treue bleibt unversehrt. Dies sagt der Löwe von
Flandern, auf daß man es höre.“ Die französischen
Ritter hatten ihre Degen wieder eingesteckt, sobald
sie bemerkten, daß das Leben des Königs nicht be-
droht war. Mit der Gefangennehmung der Flam-

länder mochten sie sich nicht befassen, dieses war
etwas, das ihren Ubel beschimpft haben würde.

In dem Herzen des Königs und der Königin
herrschten sehr verschiedene Gefühle. Philipp der
Schöne war schmerzlich ergriffen und betrauerte das
gefallne Urteil. Johanna hingegen freute sich über
Nobrechts Widerstand. Er hatte in der Gegenwart
des Königs einen seiner Diener zu verwunden ge-
wagt; dies war eine Handlung, die ihr in ihren
rachsüchtigen Plänen vortrefflich dienen konnte.

Der König konnte seine Rührung und Betrüb-
nis nicht verbergen, und wollte gegen den Wunsch seiner
stolzen Gemahlin den Thron und den Saal verlas-
sen. Er erhob sich und sprach:

„Meine Herren, wir beklagen das Ungestüm die-
ses Verhörs außerordentlich, und würden bei dieser
Gelegenheit Euer Ebeln lieber Beweise unserer
Gnade gegeben haben; aber zu unserem großen Kum-
mer war dies im Interesse unserer Krone nicht
möglich. Unser königlicher Wille ist, daß Ihr dafür
sorgt, daß die Ruhe in unserem Palaste nicht fúrder
gestört werde.“

Die Königin stand auch auf und wollte mit ihrem
Gemahl die Stufen des Thrones herabsteigen, doch
eine neue Schwierigkeit hielt sie wider ihren Willen

zurück. Charles de Valois hatte lange in tiefem
Nachdenken am Ende des Saales gestanden; die
Ehrerbietung und Liebe, womit er seinem Bruder
zugetan, kämpften lange in ihm gegen den Mergen,
den ihm dieser Verrat verurteilt hatte. Auf einmal
brach sein Born los, er ward weiß, rot und blau
im Gesichte, und ließ wie rasend vor die Königin.

„Madame,“ schrie er, „Ihr sollt mich nicht un-
gestraft entehren! Hört, meine Herren, ich spreche
vor Gott, unser aller Richter: Ihr, Johanna von
Navarra seid es, die das Vaterland ausplündert
durch eure Verschwendung, Ihr seid es, die das
Reich meines ehlen Bruders zuschanden macht, —
Ihr seid die Schande und Schmach Frankreichs.
Die Untertanen des Königs habt Ihr durch Ver-
fälschungen der Münzen und unbillige Erpressun-
gen unglücklich gemacht. — Und ich sollte Euch noch
bienen! Nein, Ihr seid ein kaltes und verräteri-
sches Weib.“

Wütend zog er seinen Degen aus der Scheide,
brach ihn auf dem Knie entzwei und warf die Stücke
mit solcher Gewalt auf den Boden, daß sie auf die
Stufen des Thrones flogen.

Johanna war außer sich vor Wut u. Zorn. Ihre
Züge hatten nichts Weibliches mehr, solch einen höl-